

Kirche in der Stadt – 10 Jahre [ka:punkt]

Symposium aus Anlass des Jubiläums des [ka:punkt] am 04.11.10 in Hannover
Dr. Hans-Jürgen Marcus, Diözesan- Caritasdirektor

Sie erinnern sich: Eine Immobilienblase in den USA war 2007 Ausgangspunkt der weltweiten Wirtschafts- und Finanzkrise! Unter einer Immobilienblase versteht man eine deutliche Überbewertung von Immobilien in einem regionalen Markt. Diese führt innerhalb einer kurzen Zeit zu einem dramatischen Preisverfall!

Keine Angst! Ich bin Diözesan- Caritasdirektor, Theologe, Pädagoge und einiges mehr! Zu einer volkswirtschaftlichen Abendvorlesung reicht meine Wirtschaftskompetenz nicht aus. Aber, die Frage, die ich an den Beginn stellen möchte ist die, ob wir nicht in der Kirche von Hildesheim und vielleicht auch in der deutschen Kirche insgesamt eine Immobilienblase haben. Bischof Heinrich Maria Janssen hat in den 50er und 60er Jahren so viele Kirchen gebaut wie kein anderer Diözesanbischof weltweit. Der Zustrom von Flüchtlingen bedingt durch die Folgen des 2. Weltkrieges hatte die Katholikenzahl im Bistum Hildesheim verdreifacht. Überall wurde aus einer recht strengen Diasporasituation eine regionale Situation, in der die Zahl der Katholiken durchaus auf Gemeindestärke angewachsen war. Also baute man überall Kirchen und gründete Gemeinden. In unserer derzeitigen Diskussion holt uns das Thema ein. Wir stecken in einem merkwürdigen Prozess der Kategorisierung von Kirchen, in der Entscheidung, welche wir noch benötigen und auf welche wir verzichten wollen. Ein schwieriger und schmerzhafter Prozess mit vielen Emotionen bei allen Beteiligten. Aber, es stimmt schon, wir haben auch als Bistum Hildesheim eine Immobilienblase. Wir haben für die weniger gewordenen Katholiken und für die geringer werdenden finanziellen Ressourcen und für das rückläufige pastorale Personal entschieden zu viele Immobilien!

Ich bin bei meiner ersten These: Unsere Immobilienkompetenz als Kirche ist deutlich größer als unsere Mobilitätskompetenz!

Sie können das durchaus an vielen Stellen beobachten. Jetzt im Prozess der Kategorisierung von Kirchen entstehen immer mehr Initiativen, Stiftungen Fördervereine, die sich für den Erhalt der eigenen Kirche engagieren wollen. Manche Pfarrei droht gerade zu einem Denkmalpflegeverein zu verkommen. Immobilien, die bewegen und interessieren uns, sie binden unsere Identifikationen und unsere Emotionen.

Lassen Sie mich da noch ein wenig bleiben: Nicht nur die Vielzahl von Immobilien ist unser Problem als Kirche im Bistum Hildesheim. Immobil sind auch unsere Sozialformen. Sie sind eher am Modell des Vereins, manchmal wohl sogar am Modell der unauflöselichen Ehe orientiert als am Modell des gemeinsamen Pilgerweges, auf dem man eine Wegstrecke miteinander geht um sich dann wieder zu trennen und dem eigenen Weg zu folgen. Immobil ist unsere Sprache. Wir sprechen die Sprache einer älter werdenden Generation – die der jugendlichen Fußballfans ist uns genauso fremd wie die der yuppiemäßigen Experimentalisten. Immobil sind vielfach auch Kult und Ritus. Immobil ist auch unser kirchlicher Zeitrhythmus. Der Zeitrhythmus der Pfarrei ist sehr festgelegt. Achten Sie mal darauf. Alles muss im Wochenrhythmus geschehen. Das Zugehörigkeitsmuster zur Pfarrei wird im Wochenrhythmus gelebt. Für diejenigen, die sich nicht in diesem Zeitrhythmus bewegen, wird Teilnahme und Teilhabe in der Pfarrei schon schwierig. Die wöchentliche heilige Messe, die wöchentliche Gruppenstunde oder Vereinsversammlung. Kirche vollzieht sich im Wochenrhythmus. Auf Menschen mit hoher Mobilität, auf solche, die an zwei Orten leben, auf diejenigen, die familiär auseinandergerissen sind, auf Studenten und Pendler passt dieser Wochenrhythmus nicht.¹

¹Herbert Lindner unterscheidet vier Segmente: Zuerst das Segment "ortsgemeindliche Bindung". Dazu gehören diejenigen, die in den Gemeinden, in denen sie leben, eine Anbindung finden und hier zum Gottesdienst gehen oder Felder für ihr Engagement finden. Sie leben ihr Eingebundensein in Gemeinde im Wochenrhythmus. Das zweite Segment nennt Lindner "fallweise Kontakt". Diese wohl

Dabei finden wir in der frühen Kirche wenig Hinweise auf Immobilien. Eher ist es der freie Himmel der das Zeugnis und die Verkündigung der frühen Christen bestimmt. Die Predigt des Paulus in Athen findet auf dem Marktplatz statt. „Auf dem Markt sprach er täglich mit denen, die er gerade antraf“ heißt es in Apg. 17,17 und etwas weiter „Da stellte sich Paulus in die Mitte des Areopags.“ (Apg. 17, 22).

Wir lieben Immobilien und wir haben natürlich mit den vielen Kirchen auch ein System von Pfarreien geschaffen, in dem an 350 Orten im Bistum Hildesheim so ziemlich immer das gleiche geschah! Natürlich war das in einem relativ einförmigen katholischen Milieu irgendwie auch plausibel. Kirche wurde in diesen letzten 40 Jahren immer mehr auf die pfarreiliche Verwirklichung reduziert. Das Bistum besteht aus 350 Pfarreien. Das ist der Lebensort unserer Kirche. Hier werden alle erreicht, alle erfasst und alle betreut. Andere Lebensorte von Kirche sind eher schwächer geworden: die Orden etwa oder die Verbände! Aber auch die Schulen, Krankenhäuser, Altenheime und Behinderteneinrichtungen wurden wenig als eigenständige Lebens- und Verwirklichungsorte von Kirche verstanden. Und die Pfarreien entwickelten ja auch eine ziemliche Blütezeit: Pfarrgemeinderäte wurden erfunden; eine intensive Vergemeinschaftung für alle möglichen Alters- und Zielgruppen entstand; eine Blüte der Sakramentenpastoral, Pfarrbriefe lasen sich wie kleine Volkshochschulprogramme.

Die Pfarreieuphorie ist nun in den letzten Jahren etwas ins Straucheln geraten. Natürlich auch weil es weniger Priester und

größte Gruppe in den Kirchen hat eine relativ labile Bindung an die Kirche. Die Mitglieder aus diesem Segment nehmen u. U. einzelne kirchliche Angebote wahr, insbesondere die seelsorgerische Unterstützung in Krisensituationen oder die kultisch- rituelle Ausgestaltung der Lebenswenden. Sie stoßen derzeit auf viel Ablehnung bei den Mitgliedern des Segmentes "ortsgemeindliche Bindung" von denen sie als "Fernstehende" oder als "Karteileichen" betrachtet werden. Ihr Christsein leben sie eher im Jahresrhythmus (also an bestimmten kirchlichen Hochfesten) oder gar im Lebensrhythmus (an besagten Lebenswenden). Allerdings stimmen sie in recht hohem Maße den christlichen Wertvorstellungen zu - ganz abgesehen davon, dass sie als Kirchensteuerzahler wesentlich zur Aufrechterhaltung des volkskirchlichen Kirchenmodells beitragen. Das dritte Segment ist das der "engagierten Gruppen". Dieses meint den alternativen, basiskirchlichen Bereich. Der Glaube wird als individuelle Entscheidung verstanden und fordert zum Engagement heraus. Das vierte Segment ist das der "Distanz" und zeigt eine hohe Bereitschaft, aus den verfassten Kirchen auszutreten. Mit den Kirchen gibt es eher zufällige Berührungen. (Lindner, H.: Kirche am Ort. Eine Gemeindeforschung 1994, 317 ff)

Pfarrer gibt. Natürlich auch weil es insgesamt weniger Teilnehmer gibt. Sicher auch, weil weniger Geld zur Verfügung steht. Vieles ist in die Krise geraten: Gottesdienstbesuch, Sakramentenempfang, Priester- und Ordensnachwuchs, Beachtung kirchlicher Moralvorstellungen – alles rückläufig. Nach und nach kam dann alles in die Krise: das Amt, die Gemeinde, die Verbände, die Sakramente, die katholische Soziallehre, die pastoralen Berufsgruppen.... Theologengenerationen wuchsen heran, die durchgängig von der Krise geredet haben.

Auffällig ist, dass sich die Pfarrei immer mehr auf ein Milieu verengt hat. Wir kämen schnell zu einer Charakterisierung: Eher ältere Menschen; solche Menschen, denen Harmonie sehr wichtig ist, die gesellig sind, die eher familienzentriert leben; weder die ganz armen noch die ganz reichen!

Wir leben gesellschaftlich und kirchlich in einer Situation des Übergangs. Traditionelle Einbindungen lösen sich auf, Orientierung und Identität werden zur individuellen Leistung, d.h. sie müssen selbst gefunden und verantwortet werden und sind nicht mehr durch Zugehörigkeit zu einem Milieu vermittelt. Individualisierung heißt das Stichwort der Soziologen und meint, dass es immer weniger das gibt, was wir Normalbiographien nennen. Geschlechtsrolle, Beruf, Konfession, gesellschaftlicher Status, klassenspezifische Kultur - all das gab den Menschen lange Zeit ihre Struktur vor. Eine Individualisierung von Lebensstilen und eine Pluralisierung von Lebenslagen und -konzepten hat sich durchgesetzt. Nahezu alles ist mobil geworden (geographische Mobilität, Bildungsmobilität, Ehemobilität, politische Mobilität). Der Mensch, so sagt es Ulrich Beck, wird zum Planungsbüro seiner Biographie.

Meine zweite These heißt also: Kirche muss, wenn sie zukunftsfähig sein will, mehr sein als die Summe der Pfarreien.

Kirche benötigt Anknüpfungs- und Identifikationspunkte, die über die Möglichkeiten der Pfarrei hinausgehen (Akademien und Bildungseinrichtungen; Klöster und geistliche Zentren; Kath. Schulen; Kategoriale Seelsorge; Museen und Bibliotheken, Internet; Netzwerke und Szenen...). Aus meiner Sicht ergibt sich eine gewisse Relativierung der Pfarrei. Das heißt nicht, dass diese obsolet geworden ist. Kirche muss auch zukünftig ortsnah präsent sein.

Im Bistum Hildesheim wächst das Bewusstsein, dass Kirche, wenn sie zukunftsfähig sein will, mehr sein muss als die Summe der Pfarreien². Kirche benötigt eine Pluralität an Lebensformen und Lebensorten. Diese Lebensorte der Kirche haben eigene Logiken und Gesetzmäßigkeiten. Zu lange ist gefragt worden, wie diese Lebensorte in die Pfarreien integriert werden können. Heute wird offenkundig, dass dies die falsche Frage ist. Entscheidender als die Frage nach der Integration aller Lebensorte und Lebensformen in die Pfarrei ist die Herausforderung, dass die unterschiedlichen Akteure in den unterschiedlichen Lebensformen der Kirche sich gemeinsam als Kirche verstehen, dass sie Lebendigkeit entwickeln und sich gegenseitig bestärken. Hier gibt es mehr Kultur von Rivalität als von Bestärkung.

Trotzdem wird man sagen müssen, dass sich viele der sozialen Einrichtungen auf den Weg gemacht haben. Kindertagesstätten begreifen sich als selbstbewusste Verwirklichungsorte von Kirche. Die Altenheime im Bistum Hildesheim haben ein durchgängiges Seelsorgekonzept entwickelt, das auf die seelsorgerische Nähe und Kompetenz der Mitarbeitenden setzt. Behinderten- Wohneinrichtungen und Jugendhilfeeinrichtungen haben Pfarrhäuser mitten in den Gemeinden neu besiedelt. Der Caritasverband Hildesheim hat in den letzten Jahren den Elisabethpreis ausgelobt, 2007 im Bereich der Kinderarmut und 2009 im Bereich Familie. Insgesamt mehr als 90 Projekte haben sich hier beworben und präsentiert. Wichtigster Träger

² Nicht zuletzt aufgrund der Tatsache, dass die Zahl der Pfarreien bis 2020 von 339 auf 120 reduziert wird und damit neu die Frage nach den pastoralen Räumen und ihrer Gestaltung entsteht.

waren die örtlichen Caritasverbände, die sich trotz angespannter Finanzsituation als sehr innovative und handlungsorientierte Institutionen erweisen. Aber auch Kirchengemeinden waren dabei!

Medard Kehl ging schon vor 15 Jahren davon aus, dass vor dem Hintergrund der gesamtgesellschaftlichen Mobilität damit zu rechnen ist, dass sich die Tendenz verstärken wird, dass die Relevanz der flächendeckenden Pfarreipräsenz abnehmen wird zugunsten einer stärkeren "Konzentration des spirituellen und gemeinschaftlichen Lebens entweder auf Pfarrgemeinden, die von ihrer geographischen Lage, ihrer personellen Ausstattung und ihrer Tradition her ein deutlich geprägtes Profil haben, aber auch auf vergleichbare geistliche Zentren (Klöster und Ordenshäuser, Exerzitien- und Bildungshäuser, neue geistliche Bewegungen, Wallfahrtsorte u.ä.)"³. Heute muss man wohl noch breiter denken. Caritative Orte gehören zentral dazu.

Oder, wie es die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau schon vor fast 20 Jahren formuliert hat:

"Es führt auf Dauer in eine unumkehrbare gesellschaftliche Isolierung und Stagnation, wenn die Kirche sich auf der Ebene der Gemeindeformen wie auch der Entscheidungskompetenzen auf allen Ebenen der Kirche durch ihre eigene strukturelle Entscheidung für nur einen, nämlich den lokal definierten Teil ihrer Mitgliedschaftsformen, systematisch von einer wesentlichen Erfahrung im Leben der meisten ihrer anderen Mitglieder zurückzieht: der Erfahrung innerer und äußerer Mobilität, einer Vielfalt von Entscheidungsoptionen und auf Dauer oder nur kurzfristig angelegten Beteiligungen in unterschiedlichen Segmenten des öffentlichen Lebens."⁴

Wir müssen in Zukunft mit differenzierten Zugehörigkeiten rechnen. In der Kirche: mit engagierten Ehrenamtlichen, mit aktiv Teilnehmenden, mit Projektinteressierten, mit kurzfristig Bereitwilligen, mit Christen im Wochenrhythmus, im

³ Kehl, M.: Wohin geht die Kirche? - Eine Zeitdiagnose. Freiburg 1996, 131

⁴ Evangelische Kirche in Hessen und Nassau: Person und Institution. Volkskirche auf dem Weg in die Zukunft. Frankfurt/M. 1992, 124 f

Monatsrhythmus, im Jahresrhythmus, im Lebensrhythmus oder mit gar keinem Rhythmus, mit Fremden und Gästen... Halten wir das aus? Bischof Wanke formuliert das so: „Das „Bodenpersonal Gottes“ darf nicht kleinlich sein, wenn Gott selbst großzügig ist. Kirche ist zwar nicht für alles, aber doch „für alle“ da. Die Kerngemeinde muss beispielsweise lernen, auch mit den kirchlich nicht ganz „Stubenreinen“ gut umzugehen. Hier tun wir uns bekanntlich sehr schwer.“⁵

In diesem Sinn gehe ich davon aus, dass die Pluralisierung der kirchlichen Sozialformen keinen Verfall der christlichen und kirchlichen Traditionen darstellt, sondern eine geeignete Antwort auf die "post"-moderne, kulturell und strukturell radikal plurale Gesellschaft⁶ ist. Die Vielfältigkeit der Sozialformen geht einher mit unterschiedlichen Glaubenswegen, Gottesbildern und Kirchenverständnissen. Entscheidend ist, dass diese Vielfältigkeit zugelassen wird.

Immer noch bestehen viele kirchliche Lebensorte und sind häufig kaum miteinander verbunden. Die Pfarrei, die Kita, das Altenheim, die Sozialprojekte – alles irgendwie nebeneinander. Hier braucht es Entwicklungsprojekte, in denen sich die unterschiedlichen kirchlichen Akteure in einem kirchlichen Lebensraum intensiver kennenlernen und ein gemeinsames kirchliches (Selbst-) Bewusstsein entwickeln. Die kirchlichen Akteure entwickeln ein Bild für die katholische Kirche am Ort (Leitbild) und fragen dabei nach der sozialen Verantwortung der Kirche. Die unterschiedlichen Verwirklichungsorte verweisen möglichst gut aufeinander (die Kita auf die Erziehungsberatung oder die Kurberatung der Caritas, die Sonntagsgemeinde auf die Sozialstation, die katholischen Schulklassen machen Praktikum im Stadtteilprojekt usw.). Vielleicht ergeben sich kleine soziale Projekte und Initiativen, in denen sich Menschen im kirchlichen Lebensraum neu organisieren und vergemeinschaften können.

⁵ Wanke, J.: Brief eines Bischofs aus den neuen Bundesländern über den Missionsauftrag der Kirche für Deutschland, in: Die Deutschen Bischöfe, Nr. 68, Nov. 2000, 40

⁶ Gabriel, K.: Christentum zwischen Tradition und Postmoderne. Freiburg - Basel -Wien 1992, 200

Vielleicht geht es im ersten Schritt wirklich um so etwas Banales wie um eine Landkarte aller kirchlichen Akteure vor Ort. Verweiskultur wäre hier das Stichwort. Hier kann kirchlicher Reichtum neu entdeckt werden.

Meine dritte These: Wir benötigen Investitionen in Experimente, in Innovation und Erneuerung – der [ka:punkt] ist da ein eindrucksvolles Beispiel!

Unsere Kirche, unser Bistum, ist eine gut durchstrukturierte Organisation. Gut, das habe ich schon gesagt: Wir haben zu viele Immobilien! Unser Personal ist in vier ordentliche pastorale Berufsgruppen zu unterteilen und entsprechend einzusetzen. Unser Geld ist aufgeteilt auf die Gemeinden und die unterschiedlichen Bereiche. Im Moment reicht es Gott sei dank gerade einmal. Das war schon mal anders und schlechter. Wir haben alle Ressourcen im Einsatz an der Aufrechterhaltung der kirchlichen Subsysteme. Geld und Personal für Innovationen, für neue Projekte und Experimente rund um das Thema „Kirche in mobiler Gesellschaft“ haben wir keins mehr. Das ist falsch und kurzfristig aber noch ist es uns nicht wirklich gelungen, das zu ändern.

Trotzdem ist vor 10 Jahren der [ka:punkt] entstanden. Aus heutiger Sicht kann ich im [ka:punkt] durchaus die Fortsetzung des Christus-Pavillons auf der EXPO erkennen. Mitten im Getümmel der Welt haben die Kirchen auf der EXPO versucht, einen architektonisch eindrucksvollen Ort zu schaffen, der einladend und niedrigschwellig ist. Ein Ort, der Mitten im lauten Treiben ein Ort der Stille, der Verlangsamung, der Unterbrechung und des Gebetes ist. Ein Ort des Gesprächs und der einfachen Zeichen. Ein Ort des Nachdenkens und des leidenschaftlichen Streites. Und vor allem ein Ort der Gastfreundschaft und der Einladung.

Am Anfang des [ka:punkt] stand die Idee, einen Ort zu schaffen für die Menschen in der Innenstadt von Hannover. Es war früh klar, dass Begegnung eine Rolle spielen musste, dass es

Angebote der Caritas geben sollte, aber dass es auch einen Gebets- oder Meditationsraum brauchte, dass Beratung insgesamt ein Gewicht haben sollte. Dass Gastfreundschaft eine wichtige Dimension darstellt. Dass es um eine Verweiskultur auf andere Lebensorte der Kirche gehen sollte. Eine spannende Mischung. Die internen Strukturen sollten so sein, dass die Beispiele des [ka:punkt] mit der wichtigen Erweiterung durch neue ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Lernende sein sollten in der Stadt. Insofern wird man sagen können, dass der [ka:punkt] ein wichtiges Experiment war und ist. Er ist Zeichen für eine Kirche der Mobilität, die eben nicht in Immobilien zu ersticken droht. Und natürlich war er in seiner Entstehung kritisch beäugt von den Pfarreien in Hannover. Das gehört zu solchen Entstehungsgeschichten wohl dazu.

In der Vorbereitung des [ka:punkt] in der Gruppenstraße fiel immer wieder der Begriff „Citypastoral“. Es ging dabei um die Frage, wie die kirchliche Präsenz im Herzen einer Großstadt heute aussehen kann. In einer City, in der Menschen so pluralisiert, so individualisiert und oft genug so exzentrisch leben. Ein solches Projekt benötigte viel Sympathie für Buntheit, für Vielsprachigkeit für Fremdes.

Der [ka:punkt] kann als Antwort auf eine Situation verstanden werden, in der auch innerkirchlich mehr Katholiken vor den Toren ihrer Gemeinden leben als in diesen Toren. Im Blick auf die Stadt stellt sich die Frage, ob nicht gerade hier die Pfarreien durch anderen Sozialformen ergänzt werden müssen, die neue Zugänglichkeit genau so ermöglichen wie öffentliche Repräsentanz und caritative Gegenwärtigkeit.

Dabei war es durchaus nicht ganz einfach, vor etwa 12 Jahren eine Entscheidung zu Gunsten des [ka:punkt] hinzubekommen. Immerhin war es die Zeit des Sparkonzeptes II, die Zeit der Erkenntnis, dass das Bistum zu lange über seine Verhältnisse gelebt hatte und der Immobilien- und Personalbestand so nicht durchzuhalten sei. Immerhin, man hat es geschafft. Und

vielleicht war die schnell angebrachte Selbstaussage des [ka:punkt] „Auf neue Art Kirche sein!“ doch programmatischer als einige oder viele es damals sehen wollten.

Es gilt wohl auch für den [ka:punkt] das, was Hajo Höhn im Blick auf das Domforum in Köln gesagt hat. Solche Projekte „sind ein hoffnungsvoller Versuch, die Pluralitätsfähigkeit kirchlicher Sozialformen zu steigern und damit der kirchlichen Milieuverengung entgegenzuwirken, die daraus entstanden ist, dass in (Pastoral-)Theologie und Praxis der ideale Christ ein Gemeindeglied sein muss und die ideale Gemeinde sich über kommunal verfasste Zugehörigkeit konstituiert.“⁷

Und meine vierte These: Ein [ka:punkt] ohne Caritas wäre kein [ka:punkt]!

Caritative Dienste und Einrichtungen sind wichtige Begegnungsorte der Menschen mit der Kirche. Von vielen werden diese Begegnungen mit positiven Erfahrungen verbunden. Viele Akteure in der Kirche, aber auch in ihrer Caritas erkennen die Chancen eines intensiveren Zusammenrückens. Nicht zu Unrecht hat Karl Gabriel darauf hingewiesen, dass dieses Eintreten für die Schwachen ganz wesentlich die Sympathie der Gesellschaft für die Caritas ausmacht⁸. Die Untersuchung „Perspektive Deutschland“ von McKinsey, T-online u. a. aus dem Jahre 2003 hat die hohe Bekanntheit der Caritas gezeigt und eine enorme Zufriedenheit mit ihren Leistungen. Nur 9 % der Befragten gaben an, kein Vertrauen in die Caritas zu haben (bei der kath. Kirche 45 %) und nur 3 % war der Meinung, die Caritas erfülle ihre Aufgaben schlecht (bei der kath. Kirche 30 %). Und das war vor der Missbrauchsdebatte.

⁷ Höhn, Hans-Joachim: Kirche ohne Gemeinde. Auf der Suche nach neuen Formen kirchlicher Präsenz in der Großstadt, in: Purk, Erich (Hg): Herausforderung Großstadt. Neue Chancen für die Christen, Frankfurt/ M. 1999, 45-66, 65

⁸ Gabriel, Karl: Verbandliche Identität im veränderten Wohlfahrtsmix in Deutschland und Europa, in: Gabriel, Karl, Ritter, Klaus (Hrsg.): Solidarität und Markt, Freiburg 2005, 87-103, hier: 89

Man kann aus der alten Perspektive auf die Dienste und Einrichtungen der Caritas blicken. Also aus der Perspektive derer, die meinen, Kirche ereigne sich ausschließlich in Pfarreien. Diese sind der Maßstab aller Katholizität. Die Caritas ist dann meist nicht so richtig drin, zu weit weg von der Kerngemeinde und vom sonntäglichen Kreis der Aktiven. Man kann aber auch aus neuer Perspektive auf die Dienste und Einrichtungen der Caritas blicken. Also aus der Perspektive derer, die meinen, Kirche benötige unterschiedliche Lebens- und Verwirklichungsorte. Gerade da, wo um das Leben gekämpft wird, wo an der Seite der Armen gestanden wird, wo in Würde gelitten und gestorben wird, wo Menschen die Hand der Hilfebedürftigen nicht los lassen, wo Fremde Heimat finden, da ereignet sich Kirche in besonderer Weise. Ich könnte hier hunderte von Beispielen erzählen, von ermutigendem Engagement von Christinnen und Christen in unserem Bistum, die sich einsetzen bis zum Umfallen für Menschen in Not, in Einsamkeit, in Krankheit und Hilfebedürftigkeit. Hier liegt wahrlich kein Grund für Resignation. Hier ist Caritas ein zentraler Lebensort von Kirche. Und es geht dann eher darum, die unterschiedlichen Lebensorte miteinander in Berührung zu bringen, besser aufeinander zu beziehen.

Man kann die Caritas aber auch als städtischen Teil von Kirche verstehen. Hier lebt eine Kirche unter den Plausibilitäten der Stadt. Es ist übrigens wirklich so, dass die verbandliche, die organisierte Caritas eher eine Erfindung der Städte ist. Die Armut entstand und entsteht ja wesentlich in städtischen Kontexten. „Oft wird der Boulevard zur Gosse, das Vergnügungsviertel zur Ausbeutzungszone, die Marmorfassade zur Klagemauer.“⁹ Die Hospize und Krankenanstalten, die Fürsorgeeinrichtungen und die Kinderbewahranstalten waren Antworten auf Industrialisierung und ihre Folgen. Aber, ich meine noch etwas anderes: Die Caritas rekrutiert sich auch und gerade in ihrer Mitarbeiterschaft schon lange nicht mehr in erster Linie aus Mitgliedern katholischer Kerngemeinden. Sie

⁹ Höhn, Hans-Joachim: Kirche ohne Gemeinde. Auf der Suche nach neuen Formen kirchlicher Präsenz in der Großstadt, in: Purk, Erich (Hg): Herausforderung Großstadt. Neue Chancen für die Christen, Frankfurt/ M. 1999, 45-66, 46

hat eine lange Tradition, Menschen mit unterschiedlicher Distanz zur Kirche zusammenzubringen und miteinander auf ein kirchliches Ziel auszurichten. In der Caritas gibt es schon lange eine sehr praktische Ökumene, die dadurch gekennzeichnet ist, dass evangelische Christen auch in führenden Positionen tätig sind. In der Caritas wirken auch Menschen mit, die keiner Kirche angehören. Nicht zu reden von den sehr unterschiedlichen Altersgruppen, Kulturen, Ethnien, die sich in der Mitarbeiterschaft der Caritas finden. In der Wohlfahrtspflege und in sozialstaatlichen Settings gibt es vielfältige Vernetzungen mit nichtkirchlichen Gruppen und Organisationen. Insofern kann man sagen: Eine Kirche, die nah bei den Erfahrungen ihrer Caritas ist, ist nah bei den Menschen in der Stadt.

Wie können wir Kirche sein in der City von Hannover? Wie bezeugen wir den menschenfreundlichen Gott da, wo sich die sozialen Widersprüche und Gegensätze so verdichtet finden wie in der City, wo das millionenschwere Kapital unmittelbar neben dem Bettler und der Notfallambulanz der Caritas steht? Denen eine Stimme im Stadtgespräch zu geben, die sonst nicht daran beteiligt sind, das ist Aufgabe der Caritas im [ka:punkt].

Ich komme zum Schluss: Wenn Kirche zukunftsfähig werden will, gehören lebendige Orte der Verwirklichung dazu. Langsam wird die Vorstellung überwunden, dass Kirche im Wesentlichen lebendig wird, wo das Amt präsent ist. Die Fixierung auf das reduzierte Bild von Kirche = Pfarrei löst sich langsam und schmerzhaft auf. Kirche braucht unterschiedliche Lebensorte. Möglichst auch solche unter freiem Himmel. Soziale Einrichtungen sind prädestinierte Lebensorte der Kirche. Sie sind es schon und müssen es nicht erst werden. Ein sicherer Weg, Gott zu begegnen, ist die Begegnung mit Menschen in Not und Bedrängnis. Ganz im Sinne des großen Bildes vom Weltgericht in Mt. 25 identifiziert sich Gott mit den Menschen in Not: „Ich war hungrig, ich war durstig, ich war fremd und obdachlos, ich war nackt, ich war krank, ich war im Gefängnis...!“ Danach begegnen Caritasmitarbeiter(innen) Gott

Tag für Tag. Wenn sich an der Gottesbegegnung aber Christsein und Kirchlichkeit festmachen lassen, dann verfügen Caritasmitarbeiter hier über wertvolle Kompetenzen. Kirche braucht heute Experimente und Innovation. Kirche braucht [ka:punkt] weil es richtig ist, dass ihre Verkündigung in die City und auf den Marktplatz gehört. „Auf dem Markt sprach er täglich mit denen, die er gerade antraf“.